

HEYNE <

Bernhard Hennen

ELFENLIED

Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super*
für Taschenbücher aus dem
Heyne-Verlag liefert Mochenwangen Papier.

Redaktion: Angela Kuepper

Originalausgabe 03/2009

Copyright © 2009 by Bernhard Hennen

Copyright © 2009 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2009

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von Michael Whelan

Innenumschlag: Andreas Hancock und Dirk Schulz

Copyright © 2009 der Fotos by Marja Kettner

Copyright © 2009 der Illustrationen by Jenny Dolfen

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

www.heyne-magische-bestseller.de

ISBN: 978-3-453-52422-4

Für Henk, einen großartigen Freund

INHALT

Elfengedanken 11

GANDAS GESCHICHTE 13

Dem Ende nah 15 · Die Herrin der Welt 30 ·
Der Tag der Abrechnung 35 · Fremde Verwandte 43 ·
Drachenkind 53 · Ungeliebt 65 · Von Hasen und
Elfen 72 · Eine alte Schuld 83 · Der Rebell 90 ·
Das kleine Arrangement 96 · Sturmrufers Ende 107 ·
Eine andere Zeit 117 · Die Macht der Worte 124 ·
Die Burg ohne Namen 132 · Herbst der Liebe 138 ·
Anmerkung des Herausgebers 142 · Steine, mein
Schicksal 151

MONDBLÜTES BLATTLYRIK 157

Erläuterungen zur Herausgabetechnik 159

Mondblütes lyrisches Leben 169

Erweckung 171 · Begegnung mit Sternleuchte 172 ·
Tage der Trauer 176 · Neues Hoffen 186 ·
Von Nektar und Blütenstaub 198 · Sonnenstrahlen-
reiten 209 · Himmelstänze 220 · Erwachen
neuen Lebens 232 · Kälte 244 · Trauer 256

Ein Wort danach 270

DIE WELT DER ELFEN	273
Elfenwelten in Bildern	275
Chronologie Albenmarks und der Menschenwelt	280
Die Elfen-Romane	311
Danksagung	315
Bildnachweise	317

Er war ein Dichter und hasste das Ungefähre.

Rainer Maria Rilke

ELFENGEDANKEN

Ich bin Ollowain. Ich war Gandas Freund, so sehr ein Elf der Freund von Kommandantin Schlüsselchen sein konnte. Ihre von ihr selbst niedergeschriebene Lebensgeschichte fand auf wundersame Weise den Weg in meine Hände. Der Text dieses kleinen Büchleins, das in ein Öltuch eingewickelt war, wurde zum ersten Teil des vorliegenden Buches. Ganda konnte ich nicht wiederfinden. Sie verschwand in den ersten Jahren der Herrschaft des Trollkönigs Gilmarak über Albenmark, doch ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, dass sie nicht wirklich jenes Schicksal erwartete, das sie in ihrer Geschichte »Dem Ende nah« andeutete.

Einige Stellen ihres Textes waren vom Wasser zerstört, auf vielen Seiten war die Tinte verwischt. Ich habe mich bemüht, Lücken zu schließen, wo immer dies möglich war. Um den Text leichter lesbar zu machen, habe ich ihn an einigen Stellen ergänzt. Zum Ende ihrer Aufzeichnungen hin verändert sich die Schrift; sie wirkt fahriger, ja, gehetzt.

Ganz anders verhält es sich mit den Gedichten, die ich im Anschluss daran vorstellen möchte. Ich fand die beschriebenen Blätter Mondblütes und Gandas Kommentare dazu in ebenjenem Versteck, das die Lutin in ihrer Biographie angab. Ganda hatte die Herausgabe der Blattgedichte Mondblütes sehr sorgfältig vorbereitet, sodass ich ihre Erläuterungen und

ihre Lesevorschläge der Gedichte bedenkenlos übernommen habe. Bei ihren persönlichen Anmerkungen zu den aufgeklebten Eichenblättern war ich mir lange unsicher, ob sie denn für ein größeres Publikum bestimmt wären. Ich glaube es nicht, und dennoch habe ich mich entschieden, Gandas Randnotizen in diese Ausgabe aufzunehmen, erlauben sie doch einen tieferen Blick in ihre Gedankenwelt und auf ihr vertrauliches Verhältnis zu Mondblüte. Nun bleibt dem geeigneten Leser überlassen, über diese Entscheidung zu urteilen.

*gez. Ollowain,
Schwertmeister Emerelles und Fürst der Snaiwamark*

GANDAS GESCHICHTE



Dem Ende nah

Ich kann sie graben hören. Es ist ein beständiges, leises Schaben und Kratzen. Ich weiß nicht, wie nah sie mir schon sind. Ich glaube, mir bleibt noch ein Tag. Vielleicht auch zwei. Ich mache mir keine falschen Hoffnungen darüber, was geschehen wird, wenn sie zu mir vordringen. Die Elfenfürstin Alathaia steht nicht in dem Ruf, großmütig zu sein, schon gar nicht gegenüber jenen, die sie hintergangen und bestohlen haben. Ihre Magie hat hier unten, tief im Herzen eines Berges im alten Drachenland, keine Macht. Nur deshalb lebe ich noch. Doch es gibt aus dieser Höhle keinen zweiten Ausgang. Der Spalt im Boden, durch den ich Wasser rauschen höre, ist zu schmal, als dass ich mich hindurchzwängen könnte. Mir bleibt nichts, als hier zu sitzen und darauf zu warten, dass die Elfen kommen. So will ich meine letzten Stunden nutzen, um meine Geschichte aufzuschreiben. Und wer zwischen den Zeilen zu lesen vermag, der wird verstehen, warum ich ruhigen Herzens bin. Alathaia kann mich töten, aber ich werde sie dennoch besiegt haben. Ich, Ganda, eine Lutin!

Ich weiß, die Meinen haben selbst nach den Maßstäben, die man gemeinhin für Kobolde anlegt, einen schlechten Ruf. Wir Lutin sind das einzige Volk, das kein eigenes Land erhielt, als die Alben die Welt erschufen. Wir wandern unsterblich von einem Ort zum anderen. Wir verstehen uns gut auf Magie

und darauf, die geheimen, magischen Pfade der Alben zu finden. Wir gelten als Diebe und Betrüger. Man traut uns jeden Verrat zu, und ich muss gestehen, das meiste, was man über uns erzählt, ist nicht erfunden.

Wir Lutin reichen den Elfen kaum bis zu den Knien. Man übersieht uns gern, was für Diebe nicht von Nachteil ist. Doch obwohl wir so klein von Gestalt sind, haben wir in den letzten zwanzig Jahresläufen die Geschicke einer ganzen Welt in neue Bahnen gelenkt. Aber ich will nicht vorgreifen. Ich sollte ganz am Anfang beginnen.

An meine frühe Kindheit vermag ich mich kaum zu erinnern. Ich weiß, dass meine Mutter gern reiste. Ich sehe noch ihr Lieblingskleid vor mir, bunt und mit Perlen bestickt, so wie die Tasche, die sie stets über der Schulter trug. Sie schmückte ihren Finger mit einem Ring aus sich windenden Schlangen, den ich als Kind abwechselnd schrecklich oder schlichtweg faszinierend fand. Sosehr ich mich jedoch anstrengte, kann ich mir das Gesicht meiner Mutter beim besten Willen nicht ins Gedächtnis rufen. Ihre Stimme habe ich allerdings nicht vergessen, sie war warm und freundlich.

Wohin wir auch reisten, Mutter schien immer rastlos zu bleiben. Nirgends verweilten wir länger als ein paar Tage. Sie war eine meisterhafte Diebin. Hunger kannte ich als Kind keinen. Aber die Angst vor dem Dunkel jenseits der Albenpfade, über die sie mich so oft trug, hat sich tief in meine Seele gefressen. Dieses Gefühl, belauert zu werden ...

Ich bin dankbar für das geisterhafte Licht, das in den Kristallen der Höhlenwände hier flackert. Dabei zerbreche ich mir nicht den Kopf, welchen Ursprung es haben mag. Ich bin

einfach nur dankbar. Es vertreibt das Dunkel und erlaubt mir, diese Zeilen niederzuschreiben.

Meine Mutter zeigte mir die schönsten Orte dieser Welt, wie das melancholische Vahan Calyd, in dem in den achtundzwanzig Jahren zwischen zwei Königswahlen nur einige Holde und die Winterkrabben aus den nahen Mangroven leben. Ich besuchte die Elfenstädte, die tief in den Bergen der Snaiwamark und Carandamons liegen. Ich war Zeuge, wie die Kentauern mit ihren Herden durch das verschneite Windland ziehen, bin in Reilimee gewesen, bevor die Trolle es heimsuchten und als die Stadt noch so reich war, dass selbst die Bettler Silberschalen besaßen. Ich sah den Frühlingsnebel über den verwunschenen Seen Arkadiens und die Fürstengräber der Lamassu, in denen dieses seltsame Volk seine Herrscher lebendig einmauert, wenn ihre Zeit gekommen ist. Es sollten Jahre vergehen, bis ich begriff, warum meine Mutter so viel reiste und wie meisterlich sie mich getäuscht hatte. Und nicht nur mich ...

Ich wünschte, ich hätte sie besser gekannt. Wenn ich jetzt an sie zurückdenke, habe ich das Gefühl, als läge ein heimtückischer Fluch auf mir. Ich sehe wieder ihr Kleid vor Augen. Und ganz deutlich höre ich noch die letzten Worte, die sie zu mir sagte: *Ich bin kurz Wasser holen.*

Ich weiß, ich habe sie danach noch einmal gesehen, denn ich erinnere mich daran, wie ihre Tasche zwischen leuchtend roten Mohnblüten am Ufer eines Baches lag. Das Kästchen mit den Intarsien aus Pferde Zähnen, das einmal darin gesteckt hatte, war verschwunden. Meine Mutter muss neben der Tasche gelegen haben. Im Schatten des Felsens, der an einen kauernenden Bären gemahnte.

Ich glaube, ich habe sehr lange gewartet, bis ich zum Bach ging. Sie hatte mir stets eingeschärft, mich zu verstecken und keinen Laut von mir zu geben, wenn sie nicht bei mir war. Ihrem Mörder schein ich egal gewesen zu sein; anders kann ich mir nicht erklären, dass ich verschont blieb.

Was ich danach tat – ich weiß es nicht. Meine Erinnerung daran ist vollkommen erloschen. Ich muss wohl hinaus ins weite Grasland gelaufen sein.

In späteren Jahren habe ich manches Mal versucht, den Ort wiederzufinden, an dem meine Mutter starb. Ich wollte von ihr Abschied nehmen. Wollte Gewissheit haben ... Hatte sich jemand ihrer erbarmt und sie begraben oder ihren Leichnam verbrannt? Wurde sie zum Fraß der Wildtiere? Den Bach mit den Mohnblüten am Ufer, dem Birkenhain und dem markanten Felsen habe ich nie wiedergefunden. Manchmal fragte ich mich, ob sie wirklich gestorben war. Warum erinnerte ich mich nicht an sie? Vielleicht, weil sie gar nicht dort gewesen war? Aber lässt eine Mutter ihr Kind allein in der Wildnis zurück?

Dies alles geschah im nördlichen Windland, zu jener Zeit, als die Kentauren noch gut auf mein Volk zu sprechen waren. Es war Boras vom Klan der Frostkinder, der mich verloren im weiten Grasmeeer fand. Er stolperte fast über mich, denn das Gras ragte weit über meinen Kopf hinaus. Ich glaube, er war ein wenig betrunken; er roch nach vergorener Stutenmilch.

Und während ich versuchte, mich so klein wie möglich zu machen, hob er mich auf und betrachtete mich wie einen äußerst ungewöhnlichen Käfer.

Er war guter Laune, fragte mich nach meiner Mutter aus, und als ich nur zusammenhanglos vor mich hin stammelte, entschied er, mich mitzunehmen.

»Wenn ich es nicht tue, erledigt das noch einer der Stepnadler«, sagte er und hielt das wohl für einen besonders gelungenen Scherz, denn er brach in schallendes Gelächter aus.

Er hielt mich im Arm, weil er wohl Angst hatte, ich würde ihm vom Rücken purzeln, wenn ich versuchte, auf ihm zu reiten. Grassamen klebten auf seiner schweißnassen Brust.

»Wir laufen jetzt mit dem Wind um die Wette, Kleines. Da vergisst man alle Sorgen!«

Er hatte recht. Während er mit donnernden Hufen den Schatten ziehender Wolken nachjagte, schlief ich in seinen Armen ein.

Sein Klan war ein kümmerlicher Haufen, nicht einmal dreißig Köpfe zählte er. Eine mickerige Pferdeherde war ihr einziger Schatz. Mit ihr zogen sie über das Land. Ihre Habseligkeiten konnten sie auf einem einzigen Karren mit sich führen. Zwei große Kupferkessel, ein paar alte Waffen und lederne Planen, die sie an stürmischen Tagen zum Schutz gegen den Wind aufspannten, das war all ihr Besitz. Sie lebten von der Hand in den Mund.

Boras erklärte, dass ich künftig eine von ihnen sei. Und Boras widersprach man nicht. Er war wie ein Fels. Nichts konnte ihn erschüttern. Und er betrachtete mich als seine Glücksbringerin, denn in der Nacht des Tages, an dem er mich fand, zog ein Stern mit einem Feuerschweif über die Steppe nach Norden, zur Snaiwamark hin. Das Knochenorakel der Schamanin verkündete ihm, dass ihm einst eine Tochter geboren würde, die den Namen seines Klans bis ans Ende aller Tage berühmt machen würde.

Ich weiß nicht, wie man aus einem Haufen abgenagter Kaminchenknochen die Zukunft lesen kann, aber viel später, als

Boras schon lange zu seinen Ahnen gegangen war, begegnete ich seiner Tochter Kirta auf einem Totenfest. Und es stimmte, zu jener Zeit waren ihr Name und der ihres Gemahls Nestheus in aller Munde.

Damals aber, nachdem er mich gefunden hatte, behandelte mich Boras, als sei ich seine Tochter. Er hielt mich in den Armen und wärmte mich in langen Winternächten. Und er nahm mich in einer Satteltasche mit, die mit Lammfell ausgeschlagen war, wann immer er die Herde hütete. Nur ein einziges Mal habe ich ihn in gedrückter Stimmung erlebt.

Der Winter war entbehrensreich. Ich lernte den Hunger kennen. Und doch war ich glücklich. Zum ersten Mal hatte ich eine Familie.

Mein Glück währte nicht einmal bis zum Ende des Winters. Eines Tages kam ein Reiter zu uns, ein Elf. Er hieß Alvias, und ich spürte, dass sogar Boras ihn fürchtete.

Alvias war berühmt in ganz Albenmark. Er war ein Vertrauter der Elfenkönigin, der Vollstrecker ihres Willens.

Er redete nicht viel. Aber allein seine Blicke ließen mich verstehen, dass er von mir etwa so viel hielt wie von einer Fliege auf einem Dunghaufen. Obwohl der Winterwind an der Grenze zur Snaiwamark wie mit Messern ins Fleisch der Lebenden schneidet, trug Alvias nur einen dünnen schwarzen Seidenmantel. Seine Augen waren blau wie der Winterhimmel an einem Tag, an dem der Atem zu knisternden Kristallen gefriert. Der Wind spielte in seinem schulterlangen, weißsilbernen Haar, ohne es zu zerzausen. Seine Lippen waren ein schmaler Strich in dem langen, edel geschnittenen Gesicht. Kostbare Stickereien säumten die Borte seines Mantels und des scharlachroten Gewandes, das er darunter trug. Er

war unbewaffnet. Die Eiskristalle, die im kalten Wind tanzten, vermochten ihn nicht zu berühren. Der Mantel, der steif vom Frost hätte sein müssen, sah aus, als habe sein Träger ihn gerade erst aus einer Truhe genommen.

Magie war mir vom Tag meiner Geburt an vertraut, so ist es mit allen Lutin. Ein Zauber machte Alvias für den Winter unberührbar. Ich ahnte das auch damals schon. Aber das änderte nichts daran, dass er mir unheimlich war. Seine Magie schützte ihn zwar vor dem Winter, aber dennoch erschien er mir von Kälte durchdrungen.

»Du hast Flöhe.« Das war das Erste, was er zu mir sagte, bevor er mich mit sich nahm.

Hatte ich erwähnt, dass wir Lutin einen Fuchskopf haben? Ich bin mir sicher, Alvias hatte recht. Er war der Hofmeister der Königin, wie ich später erfuhr. Wahrscheinlich stellte er sich bei meinem Anblick vor, wie ich eine ganze Flohplage in *seinen* Palast einschleppte. Ich war zu klein, um ihm eine passende Antwort zu geben. Also versuchte ich ihn zu beißen. Ein Fehler, den ich nie wieder begehen sollte. Auch wenn er so steif wirkte, als hätte er einen Stock verschluckt, war er erstaunlich schnell. Ich schnappte ins Leere, und er schlug mir mit dem Handrücken zwei Mal über die Schnauze. Dort geschlagen zu werden, tut verdammt weh. Obwohl ich mir alle Mühe gab, es zu vermeiden, stiegen mir die Tränen in die Augen. Ich war unglaublich wütend. Auf ihn. Auf die Kentauren, die mich einfach so hergaben. Auf mich, weil ich es nicht geschafft hatte, ihm in die Hand zu beißen.

All meine Habe – die Tasche meiner Mutter, ein paar Amulette und eine Rohrflöte, die mir Boras geschenkt hatte – ließ sich in eine kleine Decke einrollen. Man hob mich vor

Alvias in den Sattel. Boras drückte mir noch ein Armband aus geflochtenen Lederriemen in die Hand. Ich habe es viele Jahre bei mir getragen, bis ich es in der Bibliothek von Iskendria verlor.

Alvias scherte sich einen Dreck darum, wie sehr ich fro. Er redete kein Wort, und sein Schweigen war noch schlimmer als die Kälte.

So ritt ich mit dem Elfen über eine verschneite Ebene unter dem grauen Winterhimmel. Es war ungemütlich, vor ihm im Sattel zu sitzen. Wie sehr ich mich auch bemühte, eine bequeme Sitzstellung zu finden, drückten mich das Sattelhorn oder seine Gürtelschnalle, oder die Zügel hingen mir vor dem Gesicht. Er hätte einen Arm um mich legen können und mich an sich drücken, aber er vermied es so gut es ging, mich auch nur zu berühren. Und ich schwöre, ich hatte bestimmt nicht mehr Flöhe als die Kentauren. Es gab keinen Grund, sich so böswillig zu verhalten.

Wir waren bestimmt eine Stunde geritten, bis ich es wagte, ihn anzusprechen.

»Wohin bringst du mich?«

»Ins Herzland.«

»Warum? Ich will da gar nicht hin.«

»Emerelle, meine Königin, hat es so befohlen. Und jetzt sitzt endlich still, sonst schnür ich dich zu einem Bündel zusammen und schnall dich hinter den Sattel!«

Den Namen der Königin zu hören, beunruhigte mich mehr als die Aussicht, zu einem Gepäckstück verschnürt zu werden. Ich hatte viele wundersame Dinge über den Hof der Elfenkönigin gehört. Doch obwohl die Burg im Herzland wohl einer der schönsten Orte Albenmarks sein musste, war meine

Mutter mit mir nie dorthin gereist. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass sie je über die Königin gesprochen hätte. Zum einen war ich neugierig, den wunderbaren Palast zu sehen zu bekommen, zum andern hatte ich Angst davor. Mir war durchaus bewusst, wie die Mehrheit der Völker Albenmarks über uns Lutin dachte. Und Alvias zeigte mir überdeutlich, was ich dort zu erwarten hatte. Außerdem war Emerelle nicht gerade für ihre Herzlichkeit berühmt. Alles in allem war sie wohl eine gerechte Königin, aber sie konnte auch unerwartet launisch sein. Vor wenigen Jahren erst hatte sie ihre beste Freundin in die Zerbrochene Welt verbannt, an einen Ort, der für keinen anderen Bewohner Albenmarks erreichbar und an dem es so einsam war, dass man wahnsinnig werden musste. Warum wollte sie mich sehen? Warum wusste sie überhaupt von mir? Lag es an meiner Mutter? Gab es vielleicht eine Fehde zwischen ihr und der Königin? Je länger ich darüber nachgrübelte, desto unruhiger wurde ich.

Flöhe spüren es, wenn man Angst hat. Auch sie werden dann unruhig und beginnen sich zu regen. Einer pikste mich in den Hals. Ich kratzte mich und wand mich im Sattel. Als ich den Quälgeist zu packen bekam und weit von mir in den Schnee schnippte, zügelte Alvias sein Ross. Er schwang sich aus dem Sattel.

Ich ahnte, was kommen würde, und versuchte vom Pferd zu springen, aber es ist unheimlich mit den Elfen. Obwohl ich wirklich flink bin, kriegte er einen Fuß von mir zu packen. Mit der Schnauze voran drückte er mich in den Schnee. Ich strampelte und fluchte, aber er war einfach zu stark. Mein Widerstand war genauso nutzlos wie der des Flohs, den ich gerade seinem eisigen Schicksal überantwortet hatte.